

Brauchtum und Aberglaube in unserer Gegend

– Aus alten Quellen berichtet –

Der Kreisphysikus Dr. Mayer, der einen umfangreichen Bericht über Land und Leute im Physikat Oehsenfurt am 25. 09. 1861 gefertigt hat stellt fest, daß in seinem Bereich nur wenige Atheisten und auch kaum Personen, die zum "Mystizismus" neigen und auch keine, welche Schwärmereien religiöser Art betreiben, vorhanden sind, allerdings heißt es wörtlich: "Aberglaube findet sich, wie überall, auch da hier". "Namentlich der Glaube an Hexen in Fülle, wobei sich Pfuscher oder Wunderdoktoren bestens befinden".

Bevor nun Beispiele des Aberglaubens, welche der Physikus zusammenstellte, ausbreitet werden, sei an dieser Stelle zunächst etwas über das Brauchtum in unserer Gegend eingeflochten.

1. Brauchtum

Schon im 16. Jahrhundert hat Johann Böhm, aus Aub an der Gollach gebürtig, eine lateinische Schrift verfaßt, die sich mit dem Brauchtum in unserer Gegend befaßt. Er kannte Gebräuche, die glücksbringend für die Beteiligten sein sollten. Hierzu zählte das "Anklopfen" an den drei letzten Donnerstagen vor dem Weihnachtsfest an den Häusern der Bürger. Nach der Schilderung Böhm's war im 16. Jahrhundert die Jugend beiderlei Geschlechts an den obengenannten Tagen unterwegs und klopfte mit hölzernen Hämmern an Türen und Fenster, dabei riefen sie ständig: "gut Heil!, gut Heil!". Für die "Beschwerden dieser nächtlichen Wanderungen" erhielten die Teilnehmer Äpfel, Birnen, Nüsse, auch kleine Geldstücke. Der Segenswunsch, welcher mit dem Anklopfen an der Türe ausgesprochen wurde, sollte mit der bevorstehenden Geburt des Weltheilands im Zusammenhang stehen, jedenfalls versprach man sich von dem Geschehnis Hilfe und Segen.

Wünsche, welche man am 1. Januar, also am Neujahrstag, mit Handreichen aus-

tauschte, sollen für das Neue Jahr Glück bringen. Man setzte sich mit Freunden und Anverwandten zusammen zu einem gemeinsamen Umtrunk oder einem Mahl. Gleichzeitig wurden Geschenke ausgetauscht. Böhm spricht von "fetten Kapaunen, Hasen, Kuchen mit allerlei eingedrückten Figuren, Äpfel, geziert mit Flittergold und grünen Buchszweigen", sowie "wohlriechende Sachen in niedlichen Körbchen". Die Schaffung einer guten Atmosphäre unter den Verwandten versprach man sich von dieser Gepflogenheit.

Die zwölf Nächte

Die zwölf Nächte zwischen Weihnachtsabend bis zum Dreikönigstag haben besondere Bedeutung. Zur Abwehr von bösen Geistern und Zauberinnen wird Weihrauch oder anderer aromatisch riechender Stoff verbrannt. Für Wetterpropheten geben die zwölf Nächte Hinweise, wenn man die Wetterlage beobachtet. Zwölf Häufchen Salz werden am Fenster aufgereiht und, je nachdem sich Feuchtigkeit bildet, wird dies ausgedeutet. Andere Propheten können in den zwölf Nächten oder an besonderen Tagen, z. B. Vorabend von Weihnachten, aus dem Schatten der brennenden Kerze Schlüsse ziehen. Sogar Brosamen oder Brotkrümel, die am Vorabend von Weihnachten auf dem Tisch nach den Mahlzeiten zurückgelassen wurden, waren geeignet Voraussagen zu tätigen. Ein eigenartiger Brauch war es, Bäume mit Strohbindern zu umwinden, damit sie im kommenden Jahr reichlich tragen. Wie lange sich diese Bräuche dann erhalten haben, das gilt nicht nur für die in der Weihnachtszeit, ob sie evtl. sogar in unsere Zeit herüberreichten, sollte man einmal überprüfen.

Die Faßnachtszeit

Böhm schreibt: die "Tollheit des Volkes", drei Tage vor dem 40-tägigen Fasten. Essen, Trinken, Spielen und Scherzen, seien derartig

„als wenn man morgen sterben werde und sich heute erst noch einmal mit allem übersättigt“.

Damit man nicht erkannt wird, „bedecken sich die Leute mit einer Maske, verändern Geschlecht und Alter, Männer ziehen Frauenkleider an, Frauen Männerkleidung.“ Wer sich als Dämon ausgeben will „überschmiert sich mit Mennig und Tinte, andere laufen sogar nackt umher und spielen die Rolle von Papstpriestern, andere treten in scheußlicher Kleidung auf“. Böhm führt diesen Gebrauch auf römische Sitten, den Pankult zurück. Am Sonntag Quinquagesima war die sogenannte „Herrenfaßnacht“, an diesem Tag vergnügten sich die oberen Gesellschaftsschichten, wozu auch die Geistlichkeit und die Lehrer zählten.

Der Aschermittwoch

Hier wird ein seltener Brauch von Johann Böhm aufgezeichnet, die Übersetzung heißt wörtlich: „Da wurden nämlich alle Mädchen, welche das Jahr über den Tanz besucht hatten, von den Jünglingen auf einem Pfluge, worauf zugleich ein Pfeifer saß und auf seiner Pfeife blies, an einem Ort zusammengeführt. Waren sie sämtliche beisammen, dann wurden sie in einen Fluß oder See gezogen“.

Über den Sinn dieses Brauches berichtet Böhm allerdings nichts.

Da Böhm in der Reichsstadt Ulm als Seelsorger wirkte, hat er sich besonders mit Brauchtum, das sich an kirchlich bedeutenden Festen entwickelt hat, eingehend befaßt. So auch mit der

Mittfasten

Es handelt sich um den Sonntag Laetare, genannt nach dem Beginn des Messegesanges: laetare Jerusalem. Es verfertigte die Jugend „aus Stroh ein Bild, welches den Tod, wie man ihn abmalt“, darstellt.

Sie hängen das Bild an eine Stange und unter Geschrei trägt man es in die benachbarten Dörfer. Dort erhielt die Jugend Milch und gedörrte Birnen zur Erquickung und kehrte dann wieder nach Hause zurück. In manchen Orten wurde jedoch auch der Besuch der Jugendlichen weniger freundlich aufgenom-

men und sie wurden „mit Waffen und Unbilden von der Grenze zurückgetrieben“. Es soll auch am Mittfastentag ein Lied gesungen worden sein, das wie folgt angegeben wird:

Nun treiben wir den Tod aus
den alten Weibern in ihr Haus,
den Reichen in den Kasten,
heut ist Mittfasten.

Am Ende des Umgangs wurde die Figur des Todes ins Wasser geworfen.

Um die Mittfasten war es auch üblich gewesen, daß die Jugend ein altes hölzernes Rad, mit Stroh umflochten, auf eine Anhöhe brachte. Bei eingetretener Abenddämmerung wurde das Stroh angezündet und das Rad rollte brennend ins Tal.

Ostern

Böhm berichtet, daß an Ostern ein Wettrennen zwischen der männlichen und der weiblichen Jugend stattfand. Reiche Ortsbewohner stellten Preise in Form von Kuchen an die Sieger zur Verfügung. Auf einer Wiese versammelte man sich, erst vor Anbruch der Nacht begann man mit dem Wettlauf.

Die Kirchweihfeier

Kirchweih früher fand, wie auch heute, nicht an einem einheitlichen Tag, sondern je nach Ortsgepflogenheit statt.

Man zog scharenweise in die Orte, in denen Kirchweih anstand, zum Tanzen. Teilweise kamen die Bewohner umliegender Orte sogar „mit Waffen und einer Pauke, wie zu einer Schlacht, die auch oft stattgefunden oder absichtlich angefangen wurde, und „deshalb seien sie gar oft auch mit blutigen Köpfen in ihre Heimat zurückgegangen“.

Die Bittage

Es sammelten sich viele Prozessionen aus den umliegenden Orten und zogen in eine größere Kirche. Jede Gemeinde brachte ein Tragkreuz mit. Dort sangen die einzelnen Gemeinden nicht gemeinschaftliche Lieder, sondern aus jeder Gemeinde abwechselnd Mäd-

chen und Knaben, welche in netter Kleidung mit grünen Zweigen bekränzt waren und Stäbe aus Weiden in den Händen trugen.

Die Priester, welche die Prozessionen begleiteten, waren dann Schiedsrichter und stellten fest, welche Gemeinde "sich durch angenehmen Gesang ausgezeichnet hatte, nach alter Sitte wurde dann Wein in Schalen gereicht". Böhm bemerkte hierzu, "daß dies eine gute Gelegenheit war, neue Lieder und Melodien von Kirchenliedern bekannt zu machen".

Pfingsten

An einem der drei Pfingsttage wird ein Flurgang abgehalten. Ein Priester setzt sich an die Spitze mit dem Allerheiligsten, das "in einer Börse am Hals, die auf die Brust herabhängt, ruht". Alle Bewohner, die Pferde besaßen, begleiteten ihn und umritten die ganze Gemarkung des Ortes.

St. Urbanstag oder der 25. Mai

Das Wetter an diesem Tag zeigt den Winzern an, wie die Ernte ausfällt.

Auf einem öffentlichen Platz wird ein Tisch aufgestellt, belegt mit einem Teppich, auf dem die Statue des hl. Urban aufgestellt und dieser mit wohlriechenden Kräutern bestreut und mit Kränzen behangen wird. Wenn der Tag heiter war, wurde die Statue reichlich mit Wein übergossen. Regnete es an diesem Tag, wurde die Statue "auch mit Kot beworfen, mit viel Wasser übergossen und beschimpft", denn die Winzer waren überzeugt, daß ihnen die Witterung dieses Tages den Segen des Herbstes vermehrt oder vermindert".

Der St. Johannisabend (24. Juni)

An diesem Tag wird außerhalb der Ortschaften ein Feuer angezündet. Dort versammelt sich jung und alt beiderlei Geschlechts bei Tanz und Gesang. Sie bekränzen sich "Beifuß und Eisenkraut, haben in den Händen eine Blume, Rittersporn genannt, und schauen immerzu durch diese Blüte in das Feuer". Dadurch glauben sie, ihre Augen das

ganze Jahr vor Krankheit zu schützen. Da sie alle Kränze tragen, werfen sie, wenn sie nach Hause gehen, diese in das Feuer mit den Worten: "mit diesem verbrennt und bleibe entfernt, all mein Unglück".

Das Holz zum Feuer wurde vorher von den Mädchen, die mit einem Blumenkranz, der an einem Stab befestigt war, von Haus zu Haus zogen, eingesammelt. Die Knaben zogen dann abends das Holz zum Feuerplatz.

Später soll der Brauch aufgekommen sein, daß die männliche Jugend Hand in Hand nach einer gewissen Ordnung über den noch flammenden Stoß hinwegsprang, etwa so lange, bis das Feuer ausging.

Böhm gibt an, daß in Würzburg auf dem Frauenberg am Johannisabend ein besonderes Schauspiel geboten wurde: man legte runde Bretter, welche ganz durchlöchert waren, in das Feuer. Wenn sie brannten, wurden sie an Stecken befestigt und in Richtung Main geschleudert.

Am Johannistag war es auch üblich, daß Töpfe, die so viele Löcher hatten, daß sie "kaum noch zusammenzuhängen schienen", gefertigt wurden. Die Mädchen kauften diese, überzogen die Löcher mit Rosenblättern und stellten Lichter hinein. Dann brachten sie die Töpfe in ihre Wohnungen, wo sie wie Laternen aufgehängt wurden. Auch schleppten junge Leute Tannen ins Dorf, hieben die unteren Äste ab, die oberen zierten sie mit Spiegeln, Gläsern und Kränzen, stellten die Bäume in die Erde, wo sie den ganzen Sommer über blieben. Unter einem Baum wurden dann die Kirchweihfeierlichkeiten und andere Feste eröffnet. Es wird auch sogenannter "Kirchweihfrieden" ausgerufen und man trinkt auf das Wohl und Gesundheit der Herrschaft, der Beamten, Pfarrer und Bürgermeister.

Weinlese

Böhm berichtet: "Zur Herbstzeit, wenn die Trauben reif sind, darf niemand lesen, bevor es nicht vom Zehntherrn bewilligt wird, denn alle, die an einem Hügel in einer Gegend der Markung Weinberge besitzen, lesen in einem oder zwei Tagen ihre Trauben ab."

Unter den Weingärten wird der Zehnt eingesammelt. Wer später als am angesagten Tag lesen will, mußte hierzu nicht nur die besondere Erlaubnis haben, sondern muß auch den Zehnt auf seine Kosten zur Kelter des Zehntherren selbst abliefern.

Um Betrug zu vermeiden, war ein Knabe oder ein Bursche aufgestellt, der die Aufsicht führt und die Lieferung der Zehnttrauben beobachtet.

Am Abend zogen die "Zehntburschen" in die Stadt mit Strohfackeln, die sie angezündet in Händen hielten; das nannte man "den Herbst einleuchten". Die letzte Fuhr wurde mit Musik und Fackeln begleitet, gefolgt von "mehreren pousierlich gekleideten Personen". Wer kein Geizhals war, veranstaltete seinen Herbstleuten ein frohes Abendmahl mit Tanz.

St. Martinstag

Keiner ist "so zäh und filzig, daß er an diesem Tag nicht etwas Gemästetes oder wenigstens ein Schwein- oder Kalbsgebratenes verpeist, der sich nicht etwas reichlich mit Wein erquickt, den ein jeder verkostet jedes Jahr zum ersten Mal seinen neuen Wein und gibt ihn auch anderen zum verkosten".

Mehrere Wildschweine, die an einem besonderen Ort eingeschlossen waren, wurden an diesem Tag "aneinandergehetzt, um sich untereinander zu töten". Das Fleisch der im Kampf gebliebenen wurde unter das Volk und den "Vornehmen" verteilt".

St. Nikolaustag

"Ein fröhlicher Tag für die Knaben, die die Schule besuchten", meint Böhm. Die Schulknaben wählten unter sich einen Bischof und zwei Diakone. Diese wurden von allen Schülern in die Kirche geführt, wo der Bischof, mit der Bischofsmütze versehen, dem Gottesdienst als Vorsitzender beiwohnte. Nach dem Gottesdienst spazierte er mit seinen Diakonen von Haus zu Haus und sammelte Geld. Böhm berichtet weiter, daß dieser Tag, ähnlich wie der Vortag vor Weihnachten, mit Geschenken und Bescherungen in den Häusern endete. Die Eltern forderten ihre Knaben

auch auf am Vorabend vor Nikolaus zu fasten, was diese gern befolgten, da sie glaubten, daß ihnen dann St. Nikolaus um so mehr Geschenke in die am Abend vor Nikolaus vor dem Schlafgehen aufgestellten Schuhe lege.

II. Aberglaube

Hier berichtet ausführlich der Arzt Dr. Mayer:

Allgemein war die Meinung verbreitet, daß es böse Menschen gibt, welche dem anderen "etwas antuen". Auf welche Weise diese übelwollende Handlung wirkt, ließ sich nicht feststellen.

Wenn im Garten oder im Freien, ohne erkennbare Ursache, ein Baum abstirbt, soll dies ein Hinweis sein, daß in der Familie oder Verwandtschaft ein Todesfall zu erwarten ist. Man nennt dies "Vorbote eines baldigen Todesfalles". Ähnlich befürchtet man einen Todesfall, wenn nachts, ohne erkennbaren Grund, eine Türe auf- und zugeht oder vor einer Türe Hunde oder Katzen Laute von sich geben, Eulen schreien oder man glaubt, es habe jemand angeklopft. Besonders das Schreien von Eulen und des Käuzchens ist ein "sicheres Zeichen" für einen Todesfall, ganz besonders auch, wenn ein Vogel gegen ein Fenster prallt, das zu einem Krankenlager gehört. Wird, bei der Schließung eines Sarges, ein Stück eines Kleides oder der Leichenwäsche eingeklemmt, so daß das Teil herauschaut zwischen dem Deckel, bedeutet dies ebenfalls, daß ein Toter zu erwarten ist.

Merkwürdige Gewohnheiten herrschten, um den Kindern das "Zahnen" zu erleichtern. Hierzu wird ein Leinwandsäckchen angefertigt, in dem man den Kopf einer Maus, der von einem lebenden Tier "abgebissen sein mußte", deponiert, wobei Dr. Mayer bemerkt, daß für solche Amulette ein Nagelschmiedgeselle einen Gulden Honorar verlangte für die Anfertigung und ein gutes Geschäft machte.

Bestimmte Tage wurden "als Unglückstage" angesehen: z. B. der 3. und der 7. Mai.

Hexen sollen, namentlich auch am Walburgstag, sich in Tiere verwandeln. An die Stalltüre wurde deshalb CMB mit Kreide ge-

schrieben oder ein Besen kreuzweise vor der Türe aufgestellt, damit keine Hexe in Haus und Stall eindringt.

In der Andreasnacht suchen, durch Aufhängen eines Sprüchleins, die Mädchen ihren zukünftigen Geliebten kennenzulernen:

Bettbrett ich tritt dich,
Hl. Andreas ich bitte dich,
laß' erscheinen den Herzliebsten mein,
wie er ist, wie er geht,
wie er mit mir vor dem Altar steht."

Ähnliche Wirkung sollte das Bleigießen in den hl. zwölf Nächten haben, wobei man das geschmolzene Blei in ein Gefäß mit Mainwasser fallen ließ.

Die Schreiner oder die Totengräber konnten einen baldigen Todesfall daraus erkennen, daß sich ihre Gerätschaften mehrere Tage vor dem Ereignis von selbst "rührten".

Es war auch die Meinung verbreitet, daß die Begegnung frühmorgens mit einem alten Weib oder mit einem Schwein unheilbringend sei, dagegen wenn Schafe, namentlich eine ganze Herde, sich zeigte, dies Glück bedeutet. Hunde und Katzen sowie Hasen, welche vor einem Fußgänger die Straße überqueren, bringen Unglück. Oder, wenn er sich annähert, das Schreien von Elstern, ist ein Zeichen von Unglück, das bevorsteht. Wenn in der Kirche das ewige Licht zu flackern beginnt oder wenn die Uhr schlägt während die Glocken läuten, bedeutet dies einen Todesfall in der Gemeinde.

Das Brot muß vor dem Anschneiden mit drei Kreuzen mit dem Messer leicht geritzt werden, damit es nicht so schnell "abnimmt".

Ein Messer darf nie mit dem Rücken nach unten und aufwärtsstehender Schneide liegen bleiben "sonst wird den lieben Engelein das Herz durchschnitten".

Ist ein Todesfall eingetreten, müssen die Stubenvögel zugehängt werden. Zieht ein Gewitter auf, werden Kerzen angezündet.

Kinder dürfen während des Gewitters nicht aus dem Bett genommen, ja noch nicht einmal geweckt werden, denn wenn ein Kind im Haus schläft, schlägt der Blitz nicht ein. Schreit der Kuckuck, zählt man die Rufe als Voraussage, wie viele Lebensjahre man noch zu erwarten hat. Beim ersten Kuckucksruf, den man vernimmt, muß der Geldbeutel geschüttelt werden, damit das Geld nicht ausgeht. Es soll "eine Hausnatter mit einem Krönchen auf dem Kopf (die aber noch niemand gesehen hat)", als Glücksbringerin verehrt werden. Hexen sind auch als "Läusemacher" bekannt. Diese können jedoch abgewehrt werden, indem man "dem Hexenmeister mit einem Federkiel sieben Läusnisse durchs Schlüsselloch in die Wohnung bläst".

Hochzeitstage sind für den Verlauf günstig, wenn sie am Sonntag, Montag oder Dienstag gefeiert werden. Der Donnerstag ist ungünstig und bringt Unglück, ebenso, wenn während der Trauung die Handschuhe nicht ausgezogen werden.

Eine nette Geschichte, die Dr. Mayer am Schluß noch angibt, zeigt jedoch, daß die Ochsenfurter doch nicht blind im Aberglauben lebten. Er berichtet, daß ein Dr. Walch, der bei verhextem Vieh anreisen mußte, in einen Stall kam. Da man ihm mißtraute, weil bei der Behandlung des Tieres niemand anwesend sein durfte, hatte sich ein Knecht in der Futterraufe versteckt; er sah, daß der Wunderdoktor, nachdem er allein im Stall war, nichts anderes vornahm, als daß er dem Tier über den Kopf strich und hörte, wie der Doktor dabei vor sich hinsagte: "Nützt's nichts, so schad's nichts". Dies wurde dann unter den Landwirten bekannt. Man bestellte den Wunderarzt, und als er mit seiner Kutsche ankam, verprügelten ihn die Burschen mit den Worten: "Nützt's nichts, so schad's nichts". Er wurde daraufhin nie mehr in unserer Gegend gesehen.

Die thüringische Sagensammlung von J. Georg M. Brückner

Leben und Werk

von Johann Georg Martin Brückner

Georg Brückner wurde am 31. Oktober 1800 in Oberneubrunn im Amtsgerichtsbezirk Eisfeld im Herzogtum Sachsen-Hildburghausen geboren. Er war der dritte Sohn des Weißbüttners Johann Daniel Brückner. Von 1812 bis 1821 besuchte Georg Brückner das Georg-Ernst-Gymnasium in Schleusingen. Das Gymnasium in Hildburghausen, in das die meisten seiner ehemaligen Mitschüler überwechselten, wäre für die Familie zu teuer gewesen. Zudem stand Brückners Vater der langen schulischen Ausbildung seines Sohnes ohnehin eher abweisend gegenüber. Doch die Fürsprache des Ortspfarrers und die finanzielle Unterstützung Kilian Witters, eines Geschäftsinhabers in Oberneubrunn, sicherten Brückners Ausbildung.

Im gleichen Jahr, 1821, ging er an die Universität Jena, um Theologie zu studieren. Daneben hörte er auch Geschichte, Philologie, Philosophie, Mathematik und Physik. Nachdem er in Hildburghausen seine theologische Kandidatenprüfung abgelegt hatte, brachte ihn seine Tätigkeit als Lehrer an eine Erziehungsanstalt für Waisenkinder in Klein Glienicke bei Potsdam. Seine Berliner Jahre standen unter dem Einfluß Friedrich Schleiermachers (1768-1834) und Karl Ritters (1779-1859), der als Schöpfer der neuen Geographie gilt.

1831 wurde Brückner zum Rektor der Hildburghäuser Bürgerschule ernannt. Zahlreiche Veröffentlichungen folgten, so z.B. 1837 sein Handbuch der neuesten Erdbeschreibung.

1832 heiratete er Karoline Sophie Hieronymi aus Bayreuth. Ab 1841 war er als Professor und erster Lehrer an der Realschule in Meiningen tätig. Dort verbrachte er den Rest seines Lebens. Brückner unterrichtete Religion, Geschichte, Geographie, Mathematik und deutsche Sprache. Seine Frau starb in den ersten Meiningener Jahren, und er heiratete

nach längerer Zeit der Trauer, im Jahr 1846, erneut.

Meiningen und Henneberg fanden sein stärkstes Interesse. Zahlreiche von ihm verfaßte Schulprogramme spiegeln die wider. Mit dem Meiningener Bibliothekar und Archivar, Ludwig Bechstein, dem Herausgeber vieler thüringischer Sagenbücher, arbeitete Brückner eng zusammen.

Bechstein hatte 1832 den Hennebergischen alterthumsforschenden Verein¹⁾ gegründet, dessen Direktor er bis zu seinem Rücktritt im Jahr 1859 blieb. Brückner war Sekretär des Vereins und gab zusammen mit Bechstein mehrere Werke heraus. Das bekannteste dürfte wohl das 1842 von Schoeppach begonnene Hennebergische Urkundenbuch sein.

Brückners herausragendes Werk ist die zweibändige *"Landeskunde des Herzogthums Meiningen"*, die 1851 und 1853 erschien. In ihr verwirklicht er die Ansätze Karl Ritters, der die Geographie als das Band ansieht, das die Natur- und Menschenwelt verbindet. Brückner führt diese Ansätze aber noch weiter. Zu der historischen, geographischen und nationalen Darstellung stellt er die Statistische, wonach, um mit seinen Worten zu sprechen, *"der sich stetig fortbildende Staat für einen Augenblick als geworden und ruhend betrachtet und von den in Zahl und Maß gebrachten Kräften und Erscheinungen des staatlichen Lebens ein überschaubares Gemälde entworfen wird ..."*²⁾ Der nationale Aspekt jeder Landeskunde soll nach Brückner nicht nur *"... das eigenthümliche Sinnen und Weben und Leben des Volkes erlauschen und darstellen, sondern auch zugleich jeder einzelnen Schicht ... Gelegenheit"* geben *"... durch die eröffneten Blicke in die heimathlichen Zustände den eignen engeren Standpunkt zu überwinden, sich als Theil eines größeren Ganzen zu erkennen und sich diesem Ganzen mit klarem Sinn und liebender Theilnahme hinzugeben."*³⁾

Diese Aussagen ähneln sehr den von Wilhelm Heinrich Riehl in seiner *Naturge-*